

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Wiener Nachrichten“.

Nummer 11.

Wien, Samstag den 6. September 1924.

1. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

- Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (10. Forts.)
- Aus der Görzer Vergangenheit von Wien. Von Schulrat P. Max Straganz, Hall. (1. Forts.)
- Albert von Muchar.
- Das Wappen der Stadt Wien. Von Josef Oberforcher.
- Burgreste bei Wien. F. J. U. (Forts. folgt.)
- Wegen und Gut oder: Der lügenbe Berg. Von Hofrat Konstantin Danhelovsky, Wien. (Schluß.)

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

10 Von Prof. Otto Stolz.

12. Görzische Zentralbehörden in Wien.

Wie andere Fürstentümer hatten auch die Görzischen Lande eine zentrale Regierungsorganisation und diese hatte mit dem Fürsten ihren Sitz zu Wien. Sofern die Görzischen Lande geteilt waren, war wenigstens eine dieser Teilregierungen in Wien etabliert. Die Archivalien sind noch zu wenig untersucht, um Genaueres darüber sagen zu können, aber das ist sicher, daß auch diese Görzische Regierung im wesentlichen aus drei verschiedenen Ämtern zusammengesetzt war: nämlich dem Rat zur Beratung und Beschließung der politischen Geschäfte, der Kammer zur Führung der Finanzen und der Kanzlei zur Besorgung des schriftlichen Verkehrs. Die ältesten mir bekannten Erwähnungen der obersten landesfürstlichen Beamten zu Wien sind: Zum Jahre 1278 Hofschreiber (notarii curie), 1301 Kämmerer, 1303 Hofmeister I). Im 15. Jahrhundert heißt das Haupt der Regierung auch in Wien „Kanzler“.

Ferner war für jedes mittelalterliche Land eine Vertretung der sozial bedeutamen Klassen gegenüber dem Fürsten, die sogenannten Landstände oder Landschaft, üblich. Auch im Fürstentum der Görzischen Lande war dies der Fall. Wir kennen z. B. eine Landesordnung²⁾, die nach ihrem eigenen Wortlaut Graf Johann im Jahre 1456 „durch seiner Räte und Lande Rat vom Adel auch derselben ganzen gemeinen Landschaft, Hainhorn und darinnen der Lande zu Görz“ erlassen hat. Demnach ist kein Zweifel, daß Landtage für die gesamten Görzischen Lande damals wenigstens bestanden haben. Dies wird auch durch Schriftstücke aus den Jahren 1445, 1453 f. und 1462 bewiesen, die in den Archiven der Grafen von Welsperg und Künigl zu Niederrasen und Ehrenburg im Original vorhanden und wovon Auszüge ins Innsbrucker Ferdinandeum gelangt sind.

Diese Görzische Landesordnung von 1456 erläßt eine Reihe sehr wichtiger Bestimmungen zur Gerichtspflege. Zu jener Zeit waren solche einheitliche Ordnungen für ganze Ländergebiete noch selten, umso mehr muß hier dieses Streben nach gleichartiger Innengestaltung des Staatslebens vermerkt werden. In ähnlicher Weise ist im Jahre 1486 für alle Görzischen Lande ein einheitliches Bergrecht in schriftlicher Fassung zu Stande gekommen³⁾.

13. Die Salzburger Pflegergerichte in Windischmatri und Lengberg.

Innerhalb des alten Bunnberg und des späteren Fürstentums Görz entstanden Gebietseinschlüsse (Enklaven), die der Landeshoheit anderer Reichsfürsten untergeordnet waren,

nämlich die Gerichte Matri und Lengberg des Erzstiftes Salzburg und die Gerichte Anras und Bannberg des Hochstiftes Brigen. Die rechtsgeschichtliche Entwicklung dieser Gebiete müssen wir gesondert, wenn auch in Kürze, betrachten.

Laut einer Aufzeichnung vom Jahre 1020 gehörte Cetulic (Zedlach) bei Windischmatri ausdrücklich zur Grafschaft Lurn. Seit dem 12. Jahrhundert erscheint das Geschlecht der Grafen von Lechsgemünde an der Donau im Tale von Matri, zu Tobereke oder Dofruche (Deferegg) und Pregrat mannigfaltig mit Grundbesitz begütert. Mitunter werden Angehörige dieses Geschlechtes kurzerhand „Grafen von Matri“ genannt. Dieses aus der bairisch-schwäbischen Grenzgegend am Lech stammende Geschlecht hatte zur selben Zeit auch die Grafschaft im Pinzgau als Lehen der Herzoge von Bayern inne und es ist wohl gewiß, daß es, von dort aus über die Tauernpässe steigend, im Matrier Tal grund- und gerichtsherrliche Rechte erworben hat, am ehesten wohl kraft Verleihung durch einen Herzog von Kärnten. Jedenfalls ist auch die starke deutsche Einwanderung denselben Weg über die Tauern gegangen, es läßt sich aber nicht bestimmen, ob die bäuerliche Germanisierung des Matrier Tales der dynastischen vorausgegangen oder ihr nachgefolgt ist, oder ob sie mehr weniger gleichzeitig erfolgte. Die ältesten Erwähnungen des Namens Matri im 12. und 13. Jahrhundert bringen ihn stets ohne den Zusatz „Windisch“, erst im 14. Jahrhundert wird dieser üblich; dennoch glaube ich nicht, daß damals noch vorwiegend oder erheblich windisch oder slavisch im Tale gesprochen wurde, eher war dieser Zusatz aus der geschichtlichen Ueberlieferung der Salzburger Kanzlei geschöpft und zum Unterschiede zu Matri am Brenner angebracht. Wenigstens gibt es gar keine direkte geschichtliche Nachricht aus dieser, doch schon urkundlich ziemlich erhellten Zeit, daß im 12. und 13. Jahrhundert Slaven als lebende Menschen gewohnt hätten.

Die Grafen von Lechsgemünde haben wie die Grafschaft im Pinzgau im Jahre 1207 auch ihren Besitz Schloß Matri samt allem Zubehör, womit sicher auch das Gericht gemeint war, dem Erzstift Salzburg abgetreten. Dieses geistliche Fürstentum, damals in der Zeit seiner stärksten räumlichen Entfaltung, faßte damit am Südbahne der Tauern Fuß und ist in dieser Richtung auch alsbald weitergeschritten. Noch vor dem Jahre 1212 sehen wir das Erzstift im Besitze des Schlosses und Gerichtes Lengberg, das vorben ebenfalls den Grafen von Lechsgemünde gehört hatte. In dem Kampfe, der nach dem Aussterben der Babenberger im Ostalpengebiet zwischen der kaiserlichen und päpstlich-böhmischen Partei entbrannte, gerieten auch die Grafen Albert von Tirol und Meinhard von Görz, die der Kaiser zu Reichsverwesern in Steiermark eingesetzt hatte, mit dem Erzbischof von Salzburg hart aneinander. Die Grafen wurden im Jahre 1252 entscheidend besiegt und mußten im Frieden, der darauf folgte, dem Erzstift unter anderem das Schloß Birgen und das Amt Kals abtreten und zur Sicherung dieses Vertrages die Schlösser Wien, Oberdrauburg und Lind bei Spital samt Zubehör als Pfand und die jungen Grafen Meinhard und Albert von Görz und Tirol als Geiseln stellen. Wäre der Vertrag in allen seinen Teilen erfüllt worden, so wäre das ganze Neltal dem Fürstentum Salzburg zugewachsen und dieses hätte sich über Wien bis zu der ihm bereits gehörigen Herrschaft Lengberg und weiter ins Drautal ausdehnen kön-

nen. Im Liefer- und Maltatal ist Salzburg eine größere Gebietserweiterung am Südbahne der Alpen wirklich gelungen, auch hier im Salzach-, Isel- und Draubachschmitt waren die Ansätze dazu da, beide Hauptabdachungen des Gebirges unter eine einheitliche, nämlich die salzburgische Landeshoheit zu bringen und so auch hier ein richtiges „Paxland“, ähnlich wie entlang der Brennerlinie Tirol, zu entwickeln. Mein das Erzstift besaß gegenüber den scharf rivalisierenden benachbarten Fürstentümern auf die Dauer nicht die Kraft, dieses sicherlich vorzuziehende Programm durchzuführen. Es mußte bald die im Frieden von 1252 gewonnenen Stützpunkte und Gebiete ihren früheren Inhabern, den Grafen von Görz, als Lehen wieder verleißen und wenn auch diese Verleihung bis ins 18. Jahrhundert für die Landesherren von Österreich als Rechtsnachfolger der Görzer immer wieder erneuert wurde, so blieb sie dennoch eine Formsache, die Aemter Birgen, Kals, Wien und Lind verblieben selbständiger landesfürstlicher Besitz der Grafen von Görz, um nach 1500 mit Tirol und Kärnten vereinigt zu werden.

Das Fürstentum Salzburg behauptete nur die beiden schon früher erworbenen „Pflegergerichte“ Windischmatri und Lengberg und auch in diesen vermochte es nicht ferne ausschließliche Landeshoheit durchzusetzen. Das Landgericht Wien beanspruchte nämlich die Ausübung der Blutgerichtsbarkeit in jenen zwei salzburgischen Pflegen, die Verbrechen waren ihm hierzu auszuliefern. Da wir keinen Anfang dieses Verhältnisses kennen, ist anzunehmen, daß schon bei der ersten Ausgliederung der Lechsgemünder Herrschaft Matri aus der Grafschaft Lurn deren Oberhoheit auf solche Weise gewahrt worden ist. Auch die wichtigen Höfheitsrechte des Berg- u. Forstregals konnte das Erzstift Salzburg in Windischmatri nur gemeinsam mit den Grafen von Görz ausüben, das Steuer- und Zollrecht hatte es allein, hingegen war, seit dem 16. Jahrhundert wenigstens, Windischmatri verpflichtet, der Grafschaft Tirol in Zeiten wesentlichen Aufgebotes Zuzug zu leisten. Diese Gemeinsamkeiten und die zum Teil sehr entwickelten Grenzführungen gaben nachherigen Stoff zu endlosen Streitigkeiten zwischen den beiden Landeshoheiten, zu ihrer Beilegung wurden in den Jahren 1533 und 1690 langatmige Verträge geschlossen, die aber das Streitübel nicht endgültig zu beseitigen vermochten.

Das Pflegergericht Windischmatri umfaßte die heutigen Gemeinden Matri Markt und Land, Hopfgarten, und St. Veit in Deferegg, doch hatte von dieser die Mottie Görtschach früher zum Gerichte Birgen gehört, dafür die Grofrotte, die heute zur Gemeinde St. Jakob zählt, zu Windischmatri. Das Gericht Lengberg erstreckte sich über die Gemeinden Lengberg, Noldsdorf und Nörsach.

14. Die Brignerischen Gerichte Anras und Bannberg.

Das Fürstentum Brigen hat zwar die Grafschaftsgewalt im westlichen Pustertal, die es vom Reiche im Jahre 1048 erhalten hat, im Wege des Lehenrechtes wieder eingebüßt, aber um so eifriger war es bestrebt, Grundbesitz im Wien- und Draugebiete zu erwerben. Der Mittelpunkt der brignerischen Landgüterverwaltung im westlichen Pustertal war Brumek. In dem östlich Laißen anstoßenden Freigebiet Innichen vermochte Brigen gegenüber dem älteren Rechtsstiel des Hochstiftes Freising keinen namhafteren Grundwerb zu machen, umso mehr aber am Ostrande dieses Freige-

tes und anstößend daran am Westrande der Grafschaft Lurn, also gerade im alten Grenzstreifen zwischen den Herzogtümern Bayern und Kärnten. In den Brigner Traditionen des 11. Jahrhunderts erscheint Anras als ein Vorort der brignerischen Landgüterverwaltung, daneben besonders Wfling (Wanitz) als dessen Zubehör. Laut einer Tradition vom Jahre 1100 wird damals in Wfling nach welsch die Ortsbenennung im Bereiche von Anras und Wfling auffallend viel romanische Wurzeln, bedeutend mehr als im Gebiete östlich und westlich davon. Das kann man so erklären, daß die Romanen in der Völkerwanderungszeit hier zwischen den Bayern und Slawen auf deren Grenzschleife zusammengedrängt wurden oder das Hochstift Brigen später Ladiner aus dem Eisackgebiete als seine Hinterlassenen hier angesiedelt hat; durch deutsche Zuwanderung u. Beeinflussung von allen Seiten ist dann allerdings noch im früheren Mittelalter diese Insel ladinischer Volksart ausgelöscht worden. Jedenfalls hatte das Hochstift Brigen hier schon lange die überwiegende Grundherrschaft inne, denn im 13. Jahrhundert erscheint, ohne daß ein Erwerbstitel bekannt wäre, ein Amt (officium), eine Hofmark und bald auch ein Gericht zu Anras im Besitze Brigen. Dieses Hochstift hat auf den meisten seiner Landgüter auf Grund seiner Immunitätsprivilegien die niedere Gerichtsbarkeit und entsprechende Befugnisse der politischen Verwaltung selbst ausgeübt und wo diese Güter, wie in Anras, den größeren Teil der ganzen Gemeinden ausmachten, war die Entstehung eines eigenen Gerichtes gegeben. Jedoch hat dieser Bildungsweise entsprechend das Gericht Anras lange nicht die hohe Gerichtsbarkeit befaßt, diese übten vielmehr die Grafen von Görz und seit 1500 jene von Tirol als Inhaber der Landgerichte Heunfels und Venz aus. Die Grenze zwischen diesen letzteren lief mitten durch das Gericht Anras entlang des Kriftens oder St. Justinaabaches, der bemerkenswerter Weise auch die genaue Grenze des Bistums Brigen in rein geistlichem Sinne anzeigte. Natürlich in dieser Zusammenhang nicht zufällig, es stimmten in aller Zeit Grafschafts- und Bistumsgrenzen sehr häufig genau überein. Außer der hohen Gerichtsbarkeit haben die Grafen von Görz und deren Amtleute im Gerichte Anras auch Forst- und Jagd-, ja sogar Steuerrechte beansprucht und das gab Anlaß zu fortwährenden Streitigkeiten. Erst im Jahre 1665 pflegte Kaiser Leopold I. als Landesherren von Tirol den großmütigen und räumte dem Hochstift Brigen für das Gericht Anras gegen Sicherstellung des militärischen und kommerziellen Durchzugsrechtes die volle Landeshoheit und hohe Gerichtsbarkeit ein. Bei Anras wurde nun als Zeichen dessen ein Galgen aufgestellt.

Das Gericht Anras umfaßte nach der alten Einteilung drei Drittel oder Hauptgemeinden, nämlich Anras, Wfling und Tillaich. In dieser vom Gerichte durch einen ziemlich hohen Gebirgskamm getrennten Talgemeinde unterstanden aber nur zwei Drittel aller Höfe der Grundherrschaft und Gerichtsbarkeit von Anras, ein Drittel jener von Heunfels, was die Territorialrechte hier natürlich ganz besonders verwickelte.

Die Gemeinde Banberg hat auf ähnlicher Grundlage wie Anras sich zu einem selbständigen Gerichte des Hochstiftes Brigen entwickelt, war seit 1500 der Verwaltung des Richters von Anras unterstellt, ohne aber der Rangserhöhung des Gerichtes Anras wirklich teilhaftig zu werden.

- 1) Görzer Lehenurkunden im Staatsarchiv zu Innsbruck.
- 2) Ebenda Cod. 2627.
- 3) Ebenda Cod. 49.

Aus der Görzer Vergangenheit von Venz.

Von P. Max Straganz.

Der Umstand, daß das Schloß in Venz salzburgisches Lehen war, veranlaßte

Albert zur Wahl einer neuen Residenz. Dazu bestimmte er die am Eingange des Feltates zur Sicherung des Saumweges angelegte Feste „Bruck“. Ihre Anfänge gehen wohl noch in das 11. Jahrhundert hinauf. Die Bestimmung als Residenzschloß führte zu Erweiterungsanlagen sowohl zu Zwecken der Hofhaltung wie der Verteidigungsfähigkeit. Zu den frühesten romanischen Teilen des prächtigen Baues gehören vor allem der mächtige Bergfried, das Hochschloß bis zum vierten Geschosse, die Kapelle. Späteren Ursprunges sind der nach allen Regeln damaliger Militärbaulehre angelegte Torturm, der vorgelegte Torbalken sowie das aus zwei Rondellen und Kurtinen bestehende an den Bergfried angelehnte Bollwerk. Der Ausbau dürfte in die 90er Jahre des 13. Jahrhunderts fallen; 1299 urkundet Albert bereits in seinem Hochschloße „Bruck“. Das Schloß in Venz erscheint fortan meist mit dem Besitze „Das untere Schloß“. Auch späterhin haben die Görzer Grafen am festen Hochschloße gebaut und es seinem Zwecke entsprechend gestaltet. Im letzten der Görzer, Grafen Leonhard, haben wir den Urheber des stattlichen Kapellen-„Schmuckes vor uns; er ließ sich mit seiner Gemahlin auch als Donator in dem Gemäldezyklus der Kapelle malen; so ist uns sein Porträt durch den Pinsel überliefert. Greifen wir aus den Urkunden Alberts einige heraus, die sich auf Venz beziehen, so besonders auf das Schwesternkloster bei der Feltbrücke. 1277 bestätigte er die von seinem Richter zu Venz, Ernest von Dabrawicz, erfolgte Schenkung des Eichholzhofes ober Linet. 1278 erfolgte die ähnliche Schenkung des Hofes in der Heinz an das Kloster, 1281 erhält das Haus von ihm zwei Hufen in Kals, acht Jahre später unter seiner Bestätigung von Erhard von Heunfels den halben Hof bei der St. Veitskirche in Sexten. 1290 wird das Kloster durch ihn im Miltale (Winklern) begütert. Mit Alberts und seines gleichnamigen Sohnes Zustimmung und seiner Zeugnenschaft übergibt 1294 Alberts zweite Gemahlin Euphemia dem Kloster das Haus, das sie auf dem Grunde des Gotteshauses sich erbaut hat, behält sich aber jährlichen Nuzgenutz vor. Ein Jahr früher, 1293, stiftete Alberts Schwiegermutter, Euphemia, Gräfin von Horded mit Gütern aus Gütern in der Venzter Gegend, die der Schwiegersohn ihr überwies, ein Seelgeräte bei den Klarissen in Brigen. Den großen Weltkämpfer ist Albert mehr ferne geliebt wie seine Brüder; das hinderte ihn allerdings nicht, daß er mit den Patriarchen von Aquileja, Gregor und Raymond, wiederholt in Fehden geriet. Für seine Sendungen nach Venz gewährte ihm Patriarch Raymond Vollfreiheit. Teilgenommen hat Albert am zweiten Kreuzzuge Ottokars II. gegen die heidnischen Preußen und mit einem kleinen Aufgebote an der für Österreich wichtigen Schlacht auf dem Marchfelde 1278. Im Jahre 1304 schied Albert aus dem Hochschloße Bruck aus dieser Weltlichkeit und fand an Seite der Vorbordern in der Gruft der Abteikirche zu Rosach (Rosazzo) in Friaul seine letzte irdische Ruhstätte.

Noch vor seinem Tode hatte Albert der Zweite die Besitzungen unter seine Söhne Heinrich und Albert den Dritten geteilt; Venz fiel mit anderen Herrschaften des Fürstentales Albert dem Dritten zu. Daran haben auch nachfolgende Vereinbarungen beider Brüder 1307 und 1308 nichts geändert. Albert der Dritte hat bis 1327 regiert. Die rechtliche und wirtschaftliche Bedeutung unseres Ortes ist zunächst dadurch gekennzeichnet, daß Venz bereits 1252 als „Civitas“ (d. h. Stadt) bezeichnet wird. Wann es zu dieser privilegierten Stellung gekommen, ist nicht ersichtlich. Eine Stadtrichterkunde ist von Venz wie von mana; anderer Stadt gleichfalls nicht bekannt. Aus obiger Urkunde ergibt sich aber auch das Vorhandensein einer Zollstätte. 1261 hören wir von einem Marktplatz (forum), etwa ein Viertel Jahrhundert später ist von Marktplätzen (fora) die Rede. Die um die fora gelegenen Häuser zinsen dem Grafen als ihrem Grundherren. Auch Juden finden sich in Venz bereits im 13. Jahrhundert.

Als das ist auch ein Hinweis auf die reger mercantile Tätigkeit des Ortes, deren Wirk-

samkeit zunächst auf die Umgebung sich fühlbar machte. Auch von dem deutsch-benedictinischen Handel dürfte Venz berührt worden sein. Es lag zwischen den zwei meridionalen Handelssträngen der „unteren Straße“ und der über den Kreuzberg (Blöchenpäß) — Radstättertauern. Für den größeren Geldumsatz spricht auch die Leihbank, deren Errichtung Graf Albert IV. dem Johannes, Sohn weiland des Philippus Tuscanus aus San Gemignano bei Florenz durch Urkunde am 30. April 1327 erlaubte. Philipp ist wohl derselbe, der 1287 als Inhaber einer Leihbank in Meran erscheint. Im Namen des Grafen wartete im Burgfrieden der Stadt neben einem Richter (iudex) ein Burggraf, dessen Amtsbereich sich schwer genau umschreiben läßt. Eine Reihe solcher Burggrafen sind urkundlich festgehalten. So erscheint 1216 ein Otto in dieser Eigenschaft. Er ist vermählt mit Beatry von Taufers, einer Schwester des Bischofs Heinrich von Brigen. Seine Schwiegermutter Euphemia übergibt ihm eine Wohnung samt einem Turme bei der Brücke zu Venz, eine Mühle ebendort, drei Höfe in Trisach, je einen Hof in Amilach und Verlach und was sie sonst als Witwengut von ihrem verstorbenen Gemahl Hugo von Taufers zu Venz innegehabt hat. Andere Burggrafen sind Heinrich (1231, 1238, 1242, 1252). Heinrichs Söhne werden 1252 genannt: Konrad, Friedrich und Wilhelm. Konrad 1262, 1265 und 1269. 1265 ist er Zeuge des Ausgleiches zwischen Bischof Bruno von Brigen und dem Grafen Meinhard dem Zweiten v. Tirol-Görz. Friedrich 1281. Hugo 1298; der im Jahre 1341 erwählte Stiftdekan Konrad von Innichen († 1348) ist ein Sohn dieses Hugo. Konrad 1328; Achatus 1351, Konrad 1379, 1388, dessen Vetter Erasmus 1394, der 1399 zugleich Pfleger in Michaelsburg bei Brumec ist; die Burggrafen Augustin, Hugo und Erasmus (1406 und 1439) sind seine Söhne. Konrad 1424, Hugo und Balthasar von Burg erscheinen 1442 und 1466 als Erburggrafen von Venz. 1479 wird ein Andreas in dieser Eigenschaft genannt; sein Vater Nikolaus bekleidete dasselbe Amt.

In Venz befand sich auch die Münzstätte der Görzer Grafen. Die Stücke, die ihr entsprangen, führen entweder die Bezeichnung Moneta de Luonze (Münzen von Venz) oder sind anonym. Ob in Görz je eine Prägestätte sich befand, sei dahingestellt. Ich möchte die Frage verneinen. Aus der Venzter Münz gingen ja auch Nachprägungen älterer Aquilejenser Denare hervor, die — ohne Angabe des Münzortes — noch dem Ende des 12. Jahrhunderts angehören. Florentiner Münzmeister besorgten für die Görzer Grafen das wichtige Geschäft. Der im Jahre 1351 vom Burggrafen Achatus im Namen der Grafen Albert des Dritten, Meinhard des Siebten und Heinrich des Dritten mit dem Münzmeister Zilolo von Florenz abgeschlossene Münzvertrag gewährt uns einen Einblick in diese finanzwirtschaftliche Seite der Görzer. Darnach verpflichtet sich der Florentiner, unter den gleichen Vorschriften und Bedingungen in Venz zu prägen wie in Aquileja für den Patriarchen, bei dem er in gleichem tätig war. Der Burggraf hat die Oberaufsicht und das Recht, des Witterverschlusses der Prägestätte und der noch nicht geprägten Münzen. Wegen Kleinheit der Münzstücke können nicht alle drei Grafen-Namen auf jedem Stücke erscheinen; es solle daher dritteljährlich mit den Namen abgewechselt werden. Zilolo erhält „in unteren Schloße“ Wohnung und Raum zur Unterbringung der Arbeitsstätte. Als Schlagschatz erhalten die Grafen 15 Solidi piccoli für jede Mark Silber. Jährlich sollen an 2000 Mark ausgeprägt werden. Die Münzen müssen im ganzen Herrschaftsgebiete angenommen, dürfen aber nicht ausgeführt werden.

Aus den Tagen Alberts des Dritten sei der Lehensstiftungen der Witwe Heinrichs des Riemenschneiders gedacht, die verschriebenen Kirchen zugute kommen sollten; so der Pfarrkirche St. Andreas zu „Patriarchsdorf“, St. Maria in Oberlitz, St. Georg, St. Helena auf dem Berge, St. Nikolaus bei Thurn, St. Michael am Rindermarkt, dem Frauenkloster,

Zum hl. Geiste in Schloß Bruck, St. Johann und St. Jakob am äußeren Markt (Wien) und St. Michael in Veitsach (Veitsach).

(Fortsetzung folgt.)

Albert von Muchar.

Beda Weber, Franz v. Daffregger, Albin Egger, die Namen haben guten Klang. Sie erzählen, wie sich die klugen, rastlos arbeitenden Söhne unserer Heimat emporgerungen und eingereicht haben in die Versammlung der Großen des Geistes, der Gelehrten und Künstler. Seltener genannt, dem Volke fast ganz unbekannt, ist Albert von Muchar. Wer sich aber in der Geschichte der Oesterreichischen Alpenländer heimisch machen will, dem bezeugt Muchars Name wieder und wieder als der eines kundigen, verlässlichen Führers, eines gründlichen, ernstlichen Forschers.

Albert Muchar wurde am 22. November 1786 in Wien geboren. Sein Vater, Anton Muchar von Bied und Rangensfeld, bekleidete im Städtchen das Amt eines k. k. Obereinnehmers und Kameralgüteradministrators. Die Stadt Wien bewahrt seinen Namen in den Kriegsanalen als den eines opferfreudigen, begeisterten Patrioten.

Anton, dies der Taufname des Gelehrten, verlebte seine Kinderzeit als drittältestes von sechs Geschwistern im Schoße der Familie. Als Schulkind die Freude und der Stolz seiner Lehrer, in den Freistunden der Anführer aller lösen Streiche, begabt wie kaum einer, fleißig und ernst und dann wieder sprühend vor Uebermut und Subenwildheit, reifte der kleine Muchar allgemach zum Studenten heran und absolvierte im Jahre 1803 das von 1785 bis 1807 von den Patres Franziskanern geleitete Gymnasium seiner Vaterstadt mit glänzendem Erfolge.

Da die engere Heimat den Bildungsgang des strebsamen Jünglings nicht weiter fördern konnte, übersiedelte Muchar noch im selben Jahre nach Graz, um am dortigen Lyzeum das Studium der Philologie zu beginnen. Mittlerweile regte sich in seiner Seele immer unabwiesbarer die Frage nach dem tieferen Zweck und Ziel all der rastlosen Arbeit, die Berufsfrage. Während der zweijährigen philologischen Studien fand er Zeit genug, mit Gott und sich zu Räte zu gehen. Das Endergebnis war, daß am 29. September 1805 in der alten Stiftskirche zu Admont aus dem neunzehnjährigen Anton Muchar von Bied und Rangensfeld ein Benediktinernovize namens Alber. wurde.

An Stelle des philosophischen Studiums trat nun die Theologie, von deren verschiedenen Zweigen sich Muchar den Bibelsprüchen mit ganz besonderem Eifer zuwandte, was zur Folge hatte, daß der junge Gelehrte schon 1808 mit der Professur des gesamten Bibelftudiums betraut wurde. Der Abschluß jenes eigentlichen theologischen Studiums war die Priesterweihe, die P. Albert 1809 empfing. Sein erstes hl. Messopfer brachte er am 1. Oktober dieses Jahres dar.

Bis zum Jahre 1823 hatte er nun an der Stiftsschule die Professur für Bibelftudium, klassische und orientalische Sprachen inne. Im genannten Jahre leistete er dem ehrenden Rufe Folge, an der Grazer Universität klassische Sprachen und Aesthetik zu lehren. Das Jahr 1827 brachte ihm den Doktorhut, im Jahre 1834 wurde er zum Rektor ernannt. Diese Würde lehnte er ab, wohl aus dem Grunde, weil seine Zeit, sein Denken, seine ganze Persönlichkeit von der Ueberfülle der auf ihm lastenden Arbeit vollends beansprucht und aufgebraucht wurde. Denn bei aller wissenschaftlichen Tiefe, bei aller Gewissenhaftigkeit, mit der Muchar seinem Amte als Lehrer der Hochschule oblag, durfte dieser Tätigkeit doch nur ein Teil seiner Zeit und Schaffenskraft zufallen. Galt es für ihn ja zugleich als Hofmeister des Klosters die zahlreichen Geschäfte des Stiftes zu verwalten, als Redakteur der „Steiermärkischen Zeitschrift“ seinen Lesern zu genügen, als verdienstlichem Gelehrten gar manchen Tag geistlichem und wissenschaftlichem Verkehr zu widmen.

Bei all dieser so verschiedenen und anstrengenden Tätigkeit fand Muchar noch Muße zu einem Studium, das sonst ungetheilte Aufmerksamkeit und ausschließliche Hingabe zu fordern pflegt; er wurde Historiker, Geschichtsschreiber. Seine geistigen Fähigkeiten, zumal sein eiserner Fleiß, seine peinliche Gründlichkeit und zähe Beharrlichkeit führten ihn in diesem Fache zu einer Fülle und Tiefe des Wissens, die ihm die Bewunderung der Mitwelt, den Dank der Nachwelt sicherten. Er schrieb eine Reihe von geographisch-historischen Werken, und leistete durch seine Forschungen, durch die Vollständigkeit u. Genauigkeit der Darstellung, der österreichischen Geschichte wertvolle Dienste.

Allheit wurde ihm die wohlverdiente Anerkennung und Ehrung zuteil. Der Dank des Kaisers, die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, die Ernennung zum Mitglied der neugegründeten Akademie von Wien lohnte des schlichten Benediktiners rastlose Mühe.

Seine Wiener Heimat sah er nur selten wieder, einmal auch im Jahre 1728. Und auch hier gönnte sich der Mann der eisernen Arbeit keine stillen, entspannenden Ferien. Im Gegenteil! Mit drei rüstigen Arbeitern schürfte und wühlte er vierzehn Tage lang in den Feldern zwischen Wien, Debant und Rusdorf, und es gelang ihm, wertvolle Funde aus der begrabenen Römerstadt zu heben. Er bereitete damit vor, was vor wenigen Jahren P. Professor Moner mit Eifer und Verständnis weiterführte, doch unterlag er, wie alle Gelehrten seiner Zeit, dem Irrtum, in den avogadischen Resten nicht das begrabene, 610 vergrubene Augustum, sondern Konstantin, eine Römerfestung, die im Gailtal bestand, zu vermuten.

Als Tiroler, als Wiener, als Geschichtsforscher war Vater Albert auch ein begeisterter Patriot. Vaterland und Kaiserhaus waren ihm ideale Werte, für die es sich jeden Opfers lohnt. Darum brach dem alternden Manne im Sturmjahre 1848 das treue Tirolerherz. Die Sorge, der Schmerz um den gefährdeten Staat zehrten an seiner Lebenskraft und ein kleiner Anlaß genügte, ihn aufs Krankenlager zu werfen. Am Abend des 6. Juni 1849 gung er aus dem Streit der Zeit in den Frieden der Ewigkeit. Die Wissenschaft verlor an ihm einen ihrer großen Vertreter, Wien einen seiner berühmtesten Söhne.

Zwanzig Jahre später wurde in Wien an Muchars Geburtshaus eine Gedenktafel angebracht, und eine Straße nach seinem Namen benannt. Trotz dessen aber ist Vater Albert nicht vollständig geworden; sein Platz ist und bleibt in den Reihen der Gelehrten. Und auch diese Zeilen werden wohl kaum zu mehr dienen, als um manchen den Namen Muchar-gasse zu erklären und einigen die Erinnerung an längst einmal Gehörtes aufzufrischen.

Das Wappen der Stadt Lienz.

Ueber das Wappen der Stadt Lienz herrschen ganz falsche Anschauungen und anlässlich der Restaurierung der Rathausfassade ist es wohl zeitgemäß, diese nicht uninteressante Frage zu besprechen. Das Wappenbild, welches heute an der Hauptfassade des Rathauses angebracht ist, ist nämlich nicht das alte Wappen der Stadt Lienz, sondern das der Grafen von Görz, dem man erst viel später die Rose auf dem unteren Querbalken als Beizeichen aufgelegt hat, um es vom Wappen der Stadt Görz zu unterscheiden. Abgesehen von der unkünstlerischen und unheraldischen Darstellung des Wappenbildes und Schildes überhaupt, ist auch die Krone falsch, die, wenn sie angewendet werden soll, eine Mauerkrone, keine Adenkrone sein mußte.

Dieses Wappen ohne Beizeichen erscheint meines Wissens seit 1304 mit der Umschrift „Sigillum iudicis d. Quentis“ als Siegel des Richters von Lienz. Man läßt sich vor Mitte des 14. Jahrhunderts kein unzweifelhaftes Stadtwappen nachweisen. Wappen, welche vor dieser Zeit in städtischen Siegeln sich finden, sind immer jene der betreffenden Landes- oder Grundherren und das auf die Stadt bezügliche Siegelbild erscheint niemals in einem Schilde, ist auch nicht als Wappen anzusehen.

(Siehe die Studie von Dr. F. Hauptmann über „Städte-Wappen“ im Jahrbuch „Adler“ 1885, S. 120). Dies trifft auch für Lienz zu, denn das Stadtgericht Lienz war keine Behörde der Stadt, sondern der Herrschaft, ursprünglich der Grafen von Görz, dann der jeweiligen Inhaber der Herrschaft Lienz: der Wolfenstein bzw. des königl. Kammerherrn zu Hall. Den Bürgern der Stadt Lienz war lediglich gnadenweise und auf Widerruf das Recht eingeräumt, an einem bestimmten Tage im Jahre zwei Bürger vorzuschlagen, aus welchen sich dann die Herrschaft einen als Stadtrichter für das künftige Jahr auszuwählen wolle. Der rechtskundige Beamte des Stadtgerichtes war aber der Stadtgerichtsschreiber und dieser war ein Angestellter der Herrschaft, von dieser bestellt und bezahlt und dieser allein verantwortlich. Das Siegel des Stadtgerichtes mit dem Görzertwappen war ein Amtssiegel, es sollte die Bürger erinnern, daß nicht sie, sondern die Herrschaft Inhaberin des Gerichtes sei.

Das alte Wappen der Stadt Lienz ist die rote, fünfblättrige, gefüllte Rose mit goldenen Bügen und grünen Laubblättern im weißen Felde. So erscheint das Wappen auf dem alten Wappenstein mit der Jahreszahl 1536, welcher an der Seitenfassade des Rathauses über dem Postamente eingemauert ist. Er enthält drei Wappen: oben das des Freiherrn Veit zu Wolfenstein als damaligen Inhaber der Herrschaft Lienz, daneben das seiner Gemahlin Susanna von Weltsberg und darunter in der Mitte das Wappen der Stadt mit der Rose. Das was H. G. Kruppin: „Siegel und Wappen der Stadt Lienz“ in der Lienser Ztg. Nr. 71 vom Jahre 1903 über diesen Wappenstein und das Lienser Wappen überhaupt, auch was sonst in der Literatur darüber sich findet, beruht auf mangelhafter Kenntnis der Stadtgeschichte. In den zwei Wappensteinen an der Hauptfassade der Lienser Pfarrkirche erscheint links das Görzer Wappen, rechts das Wappen von Lienz, genau wie am vorgenannten Wappensteine. In den alten Wappensammlungen und Beschreibungen des Landes (siehe Ferdinandeum Innsbruck) findet sich als Wappen der Stadt Lienz immer und ohne Ausnahme die Rose angegeben, allerdings mit wechselnder Blätterzahl und einmal auch als goldene Rose im weißen Felde; so im Wappenbuche des Klosters Neustift von 1558, Burglechner c. 1620, Brandis 1678, Negri, Marg Sittich von Wolfenstein 1609. Ferner ist dieses Wappen auch im Lienser Staatsprotokollbuche von 1572—1575 auf dem Zinnenbedel dargestellt. Dies beweist, daß man wenigstens im 16. und 17. Jahrhundert, dieser wappensreudigen Zeit, nur die Rose als Lienser Stadtwappen kannte. Eine Wappenverleihung an die Stadt Lienz kennt man nicht, wahrscheinlich aber ist es, daß sie schon früher, zur Zeit der Görzer Grafen dies Wappen geführt hat.

Praktischen Wert haben die Wappen ja schon seit langer Zeit nicht mehr, wenn sie heute noch angewendet werden, so geschieht es zur Zierde und zur geschichtlichen Erinnerung, aber sie sollen dann auch heraldisch und historisch richtig sein.

Josef Oberforcher.

Burgreste bei Lienz.

Vorausgeschickt sei, daß Schreiber dieser Zeilen nicht Sachmann ist, auch kein Archivforscher; da er aber seit frühesten Jugend in Burggründen herumgestiegen, möchte er seine Beobachtungen den Freunden alter Zeiten bekannt geben.

Im 6. Jahrhundert n. Chr. machte ein christlicher Dichter eine Wallfahrt zum Grabe des hl. Martinus in Tours, Südfrankreich; auf dem Rückwege reiste er durch Osttirol. Er beschrieb seine Reise in lateinischen Versen. Von unserer Gegend berichtet er: „Dann kommen die norischen Lande, der Weg geht neben der Drau; da wo sich Burgen erheben, sitzt hoch am Berge das stolze Augustum.“

Also schon vor 1400 Jahren war die Gegend von Lienz auffallend durch ihre Burgen. Solche wurden besonders im 9. Jahrhundert, nach ihrer Verwüstung durch die Wenden, von den Bajuwaren wieder hergestellt und im fol-

genden Mittelalter neue erbaut. Nicht bloß jede Stadt hatte, wo möglich ihre Akropolis oder Hochburg, bei jedem Dorfe, an Straßenzügen und Flußübergängen wurden mehr oder weniger feste Bauten für die gebietenden Herren, und zu Feindeszwecken als Zufluchtsorte errichtet. Das jetzige Schloß Bruck stammt allerdings erst aus dem 12. Jahrhundert, aber es ist nicht zu zweifeln, daß schon früher auf diesem Felsen eine besetzte Anlage vorhanden war. Das eigentliche Stadtschloß von Vuenz war aber nicht dort, sondern der heutige Pfarrwidum ist nachweislich auf den Resten desselben im 18. Jahrhundert erbaut worden.

Da saßen nämlich die Burggrafen als Stellvertreter der Herren von Bunn, Lechtsgemünd, Undeck und zuletzt der Grafen von Görz. Ein Grabstein aus rotem Marmor neben dem Kreuzaltare in der Pfarrkirche aus dem 14. Jahrhundert hat die Inschrift: „Augustin, Burggraf zu Vuenz“ usw. Sein Wappen ist ein weißes Einhorn im roten Felde, diese Farben fand ich im Fenster hinter dem Hochaltare zu St. Veit in Defereggen; der dortige Seelforger war 1313 Gerichtsschreiber (Notar) der Görzer Grafen. Auf dem Stadtbilde von 1690 nach dem Brande sieht man die Pfarrkirche von Zinnenmauern umgeben, ein Stück davon ist an der Ostseite noch erhalten. Von der alten Burg ist noch einiges Mauerwerk und ein gewaltiges Kellergewölbe erhalten, an der Nordseite 2 Schrekläden ältester Form und ein vermauertes gotisches Fenster. Das Schloß hat offenbar seine Bedeutung eingebüßt durch die Anschließungen vom Hohenalpe. Auch die alte Pfarrkirche wird dadurch unbrauchbar geworden sein. Der Graben wurde ausgefüllt, der Boden ringsum erhöht, sodaß nach dem erwähnten Brande das Schloß eine Ruine blieb. Selbe dürfte der Andreaskirche überlassen worden sein, worauf sie zum Pfarrhof hergerichtet wurde. Der frühere war im sogenannten „Glöglsturm“, jetzt Gasthaus an der Pfarrbrücke, wo sich früher ein hölzernes Modentürmchen befand, an der Südmauer ist noch ein Bischofswappen sichtbar. Das Dach des jetzigen Pfarrhofes zeigt italienische Bauart, da das zugehörige Wirtschaftsgelände urkundlich vor 100 Jahren vom Patriarchen von Aquileja hergestellt wurde, kann man vermuten, daß derselbe als Grundherr von „Patriasdorf“ auch den Widum bauen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Degen und Hut oder: Der lügende Berg.

Aus der Mappe eines alten Schleinitzverehrsers.

Einige ältere Lienzer Einwohner, die ich noch vor dem Schlafengehen um ihre geschätzte Wohlmeinung über das neueste Schleinitzphantom befrage, meinen fast einmütig, daß nur Regen bekommen werden, denn die Wolke oben habe die Degenform. Ein vorüberstrolchender, ältlicher Herr in Touristenkleidung, ungemein hieder aussehend, aber in Gang und Haltung etwas unsicher, mischt sich in unser Gespräch. Seinem Dialekt nach scheint der Mann ein Unruher zu sein. Und wievohl er den berühmten Schleinitz-Wetterpruch sehr gut zu kennen scheint, stemmt er sich dennoch energisch gegen die gedauerte Vermutung, daß es morgen regnen werde. „Na ja, 's is ja all's recht schön“, meint er launig, „oba dös drobmata is halt ka rechter Degen nöt; a Quat is 's freilich scho' gar nöt.“ Er begann, gegen die Schleinitz gehend, mit der rechten Hand in der Luft einen Degen, dann wieder einen Hut zu zeichnen, kam jedoch offensichtlich zu keinem Ergebnis. In der linken Hand hielt der Luftzeichner eine Porzellanpfeife, aus der er zeitweilig einen, zwei Züge machte. Und so oft er das tat, piepste aus der Pfeife ruckweise ein Glucksen auf, aus dem hervorging, daß Pfeife und Rohr hochgradig asthmatisch seien.

„Was dös nur für a Kaskaderei von der alten Wetterherz is!“ fuhr er ärgerlich fort, „hitzt kunn' m'r gar manen, daß sich die verdächtige Urschl a großmächtige Gnamer Unruhr um der Hals g'hängt hat. Oba eigentl, wann m'r's nimmt, hat dös Stoan-Bisgurn an Dacl auf der Brust, meiner Etz, die Wehmlichkeit mit an Hundsviech is teilschend!“ Er zischte das

letzte Wort scharf heraus und machte dazu schnell einige kurze Züge aus der Pfeife. Nun klang es aus ihr wieder, als schürfte in der Nähe ein Kater seine Abendmilch aus dem Nappe oder als wäre in der Nachstille plötzlich eine Maus über einen uralten Strohsack gehüpft. „No alsdann pfart d'r Gott, Malefizprophetin, alte Wetterherz“, glaub'n tur i d'r eh' nig!“ schloß der ungebundene Gast seinen Monolog. „I muach hiaz a wen'gerl zom Schloß'n einnehmen; muring zeitli in der Fruah muß wiederum der richtige Seisensieder in mei Oberstübl auffi . . . ja, ja, heunt mit meim'm Schwomma hab' i ja do kon rock'n Bleankazer nöt für a Ticoler Wetterprophetin!“ Seinen Hut höflich küpfend, stolperte der weinselige Mann durch die Abendstille von dannen.

Unterdessen hatte sich der phantastische Wolkenstreifen unner klarer zur Degenform verdichtet, die laut Ausspruch des Brucker Schloßherrn den Regen kündet. O dieser erbärmliche Degen! Wie oft himmelt er in Lienz gar bedrohlich über den Häuptern aller, die ihre Hoffnung auf den morgigen Tag setzen, der ihnen einen reizenden Waldspaziergang oder Ausflug verheißt.

Hoffnungslos schreite auch ich meiner Nachherberge zu und vergrabe dann mein degenbekümmertes Haupt in das Kissen des Schlafes. Die ganze liebe Nacht träumt mir von einem tapferen Reitergeneral, den ich vermal's nie gesehen und der empört über das hundstöttische Lienzer Wetter, sich in seinen Degen stürzt.

Tags darauf schwebt meine Köchin Marie schon um 6 Uhr früh lächelnd ins Schlafzimmer und öffnet den Fensterverschluß mit den Worten: „Die Sonn' scheint!“ Der Jubel ergreift auch meine Frau, die im Halbschlaf murmelt: „Gott sei Dank, so kommen wir heute doch zum Triftacher See hinauf!“ Das ist nämlich ein allerliebster Spaziergang über blumige Wiesen- und Waldpfade zum hochgelegenen Gebirgssee, über dem auf zerklüftetem Felsgrat Gensjen hausen. Durchs offene Fenster sehe ich den lieben Gaimberg grünen, über dessen sporadisch verstreute Holzhäuser eine zarte Flut von Sonnengold ergossen hat. Der Rauchstapel drüben mit feinem waldbäumten Felsgeschröffe grüßt frohinnig herüber, und weiter unten die beiden Schwesberger, die den bösen Namen „Unholde“ führen, ringen noch offensichtlich mit den Luftschleiern, in die sie von Aurora gefüllt wurden. Immer schärfer heben sich die Umrisse des unholden Schwesberpaars vom Horizont ab, scheinen miteinander zu wispern und zu tuscheln, voll Schadenreude über die neue Blamage drüben. Hat doch die liebe Base Schleinitz sich durch ihre falsche Wetteransage schon wieder lächerlich gemacht. Und so war es auch. Wir hatten drei Tage lang ungetrübten Sonnenschein.

Seit jener Zeit ignorierte ich die alte Wetterprophetin vollständig und betrachtete sie nur als gutes Bollwerk gegen die Nordbrisen aus dem Jhesale, die sie vom holden Städtchen fernhält. Damit trägt aber die Schleinitz eigentlich nur eine Schuld von früher an die St. dt Lienz ab, die einstens durch Demütigkeit der Wetterprophetin schwere Unbill erlitten hatte.

Im Jahre 1113 begab es sich nämlich, daß die Schleinitz auf die arglose Bürgerschaft der alten Vuenzina (das damalige Lienz) mörderische Felsbrocken herabgeschleudert hatte. Ein veritabler Bergsturz war es eben, den die böse Sieben sich damals aus ihrem höchstgelegenen Sternleibe heraus leistete. Die Lienzer Stadtschronik hat die Freveltat gewissenhaft verzeichnet und man kann noch heute noch die Spuren dieses Bergsturzes sehen, so man hinweg gegen Oberlien, nordwestlich von Lienz fürbaß schreitet, wo ein Schuttfeld und allerlei Bodenunebenheiten deutlich auf jene Katastrophe weisen.

Im ganzen erdreut sich also die Wetterprophetin, besser gesagt: der lügende Berg keines sonderlich schmeichelhaften Beunruhigtes.

Sei dem wie immer, die Schleinitz hat seit jenem Regensommer ein für allemal ausgepflegt bei mir. Ob sie nun einen Kömerhelm, einen Kardinalshut, einen Napoleonszweispitz oder gar die Lagerbestände aller Hutmacher

der Welt aufsezt, so wird mich das niemals mit der Hoffnung auf Schönwetter erfüllen. Ebensovienig können fürberhin Wolkenbäckeln, Chinesenzöpfe oder Dunsstegen irgendwelcher Form, die an ihrem Steinherzen ruhen und sich dabei zur Regennahrung verdichten, meine zuweilen wilo aufflackernde Ausflugsstrebigkeit trüben. Und damit nur ja kein Zweifel darüber obwalte, will ich es offen der Wettermachern ins Gesicht schleudern, daß ich kein Vertrauen mehr zu ihr habe und daß mich ihre schwindelhaften Aushängeschilde einfach lächerlich dünken!

Und doch, wie eigen wird mir, wenn manchmal mitten im Stadtgewühle meine Erinnerung plötzlich erfaßt wird von einer Welle warmen Herzengefühls und dann zurückflutet nach Lienz, zu seinen Wiesenmatten, Sängen und wunderbaren Kalkschroffen! Dort wuchet auch der lügende Berg, der abwärts in Dürrezeit versunken dahinströmt, wie der finstere Hagen im Nibelungenliede. Die Wettergaulerin ist's, die Schleinitz, die an ihren schwarzpfeiferischen Nebelnezen unaufhaltbar weiterweht. Da man aber einem Spinnmurm das Spinnen weit eher abgewöhnen könnte, als der Schleinitz das Formen wunderbarer Wolkenmodelle und sie andernteils als Bergreiter doch zum Gesamtbilde des Lienzer Talgrundes gehört, bringe ich es nun einmal nicht fertig, sie aus der Fülle meiner Wohlgefühle, die ich für Lienz hege, auszuschalten. Einer ausgeprochenen Gurrastimmung braucht ja deshalb der Lienzreisende sich noch lange nicht hinzugeben. Er könnte ansonsten — nach dem er von der wetterprophetischen Gabe der Schleinitz vernommen — von krausen Irrungen u. Wurrungen heimgesucht werden. Seinen Um nach einem Hut voll Sonnenstrahlen austretend, könnte nämlich der Hoffnungsvolle allfällig von einer unerwartet auftauchenden Degenklunge durchbohrt werden, nur symbolisch natürlich. Dann versinkt er wohl in der Wirklichkeit rettungslos in das Grau eines Gebirgsregentages. Gleich doch dieses ewige Gut- und Regenpiel einem unbergdlichen Widerstreite zweier feindlicher Brüder, die seit Weltbeginn um die Vorherrschaft in eiter Witterungsfrage Osttirols miteinander ringen.

Und träre auch einmal im Sinne des weitbekannteren Schleinitz-Wetterpruches zu, daß der Hut wirklich als Vorbote der Sonne erscheine oder daß der Degen tatsächlich den kommenden Regentag erriete, was weiter? So wäre das eben nur eine schleinitzliche Götterlaune, vereint mit dem Bestreben, doch wieder einmal als Wetterprophetin etwas für den alten Ruf zu tun. Im übrigen, glaube ich, würde die Schleinitz durch solchen Wahrheitsheitsstoller nur den Schildglanz ihres neuen Ehrentitels: „Der lügende Berg“ trüben.

Jedenfalls arbeitet die Schleinitz mit Vorliebe im Rembrandt'schen Halbdunkel. Sie erscheint den Anhängern der Gut- und Degen-theorie als hehrer Wahrheitsstempel, anderen aber nur, wie man sah, als hochragende Schandsäule, errichtet zu Ehren falscher Götter. Und diese falschen Götter sind verkleidet als Wolkenharlekine, die rings um die Schand-säule herum ihre possierlichen Purzelbäume schlagen.

Wie dem auch sei, ob Tempel-, ob Säulenform, zweifellos bietet die Felsarchitektur des lügenden Berges einen Prachtanblick, an dem sich jedermann erfreut.

Und nun zum Schlusse rate ich allen Reisenden, die nach der Schleinitzgegend streben, in ihrem Reiseranzel ein gutes Barometer unterzubringen. Am besten gleich zu oberst, damit man es nicht lange zu suchen braucht.

Doch was rate ich da? Wem rate ich es?

Ach, in seligen Erinnerungen schwelgend, vergaß ich der Gegenwart! Vergaß ich, daß wir in schweren Nachkriegszeiten leben und daß wir Allen gerne in Bildern der Vergangenheit schwelgen. Die ehrtwürdige Schleinitz blüht aber stillvergüht auf die moderne Menschheit herab, die erwartungsvoll frohen Zukunftstagen entgegen schreitet.

Herausgeber, Eigentümer und Verleger: Osttiroler Freiwirtschaft; Drucker: J. G. Wahl (Hans Wahl), verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Rich. Schnetzer. Sämtliche in Lienz.